

# HETEROTOP

*Mutmaßungen über spezielle Raumlehre*

01                      Wonach sehen wir uns, meine Damen und Herren ? Wenn diese Frage uns nicht spontan erröten lässt, so macht sie uns doch verlegen, denn im Rahmen unserer Erzogenheit, kann man diese Frage zwar stellen, schwebend rhetorisch sozusagen, aber niemals beantworten, schon gar nicht direkt und wahrheitsgemäß. Das gilt entweder als unfein, schrill, gewollt provozierend, oder vulgär, anstößig. Glück, Zufriedenheit, Anerkennung, Liebe, Reichtum, Schönheit, Gesundheit und anderes wovon die alten und neuen Märchen erzählen sind zu große Allerweltswünsche, dass es ihnen an Konkretheit und Wahrhaftigkeit mangelt. Sie sind so umfassend und gleichzeitig so speziell und persönlich, dass wir es vermeiden darüber einen Diskurs zu eröffnen, obwohl wir dauernd und anhaltend darüber schwatzen, chatten, mailen und kommunizieren.

Unsere Wünsche sind meist sehr diesseitig, kurzfristig und konkret, nicht sehr allgemein und groß gedacht, sondern eher infantil, deftig und klar egoistisch, doch genau dieses geben wir partout nicht zu und haben uns stattdessen zu eifrigen Meisterbemäntlern, Spurenlegern und verblüffend einfallsreichen Kryptologen entwickelt. Die chiffrierten Formulierungen unserer Sehnsüchte benutzen wir gerne als Selektionsinstrument bei der Wahl unseres sozialen Umgangs, im Sinne von, wer das entschlüsseln kann, wird in den inneren Kreis aufgenommen. Je höher die soziale Klasse, desto undurchschaubarer und verwirrender sind die eingesetzten Codes, inklusive jener geheimen Absprachen, wann, wobei, im Angesicht wo von und wem, die Codes verschwinden und durch „plain-talk“ ersetzt werden dürfen.

Zirkel, Clubs, Grüppchen, Vereine, Cliques, Gesellschaften und Insider-Kreise, Seilschaften und dezent aber unerbittlich abgeschottete Freundeskreise regulieren in unseren durch und durch ökonomisierten Verhältnissen jene Realitäten, von denen sie vorgeblich immer selbst abhängig sind.

Jene Sehnsüchte und intimen Wünsche aber, die weit hinter das reichen, was man umgangssprachlich mit Intimität bezeichnet, kommen auch hier nicht zur Sprache. Auch in den Kreisen der „beati possidentes“ beherrscht die vorsichtige und taktische Kommunikation den Alltag und die Einzelseele ist in diesem n-dimensionalen Labyrinth komplett allein, wenn es um Fragen, wie die oben gestellte geht: Wonach sehen wir uns ?

Aus der unendlichen Zahl möglicher und wahrscheinlicher Antworten möchte ich ein widersprüchliches Paar einander ausschließender und dialektisch miteinander verbundener Nennungen herausgreifen, die sich ungefähr folgendermaßen umschreiben lassen: Alles möge erhalten bleiben, das Vertraute soll sich nicht ändern, wir wollen uns überall zu Hause-Fühlen - v - die Monotonie solle durch Abwechslung aufgehoben werden, Neues, bzw Anderes, Fremdes möge uns begegnen, Kontraste sollen unserer Wahrnehmung dazu verhelfen, beweglich zu bleiben. In anderen Worten ist das ein Wunsch nach immer dem Gleichen gegenüber dem Wunsch nach immer etwas Anderem, Beharrung contra Veränderung,

Vertrautheit contra Fremdheit, Gewohnheit contra Überraschung oder in der Sprache der Räumlichkeit und Lokalität: Homotop contra Heterotop.

Von dieser Sehnsucht leben in der westlichen Welt ganze Industriezweige, von der Mode- und Lifestylebranche bis zur Freizeit- und Unterhaltungsindustrie. Vom Entertainment bis zum Tourismus machen sich alle die ambivalente Sehnsucht zu nutze, die einerseits den Thrill haben möchte, aber gleichzeitig die Beruhigung, dass alles so ist wie immer, man hat hier das Dschungel Camp, aber der Supermarkt mit den vertrauten Waren ist um die Ecke. Die kalkulierte Gefahr in Kombination mit regressivem Versorgt-werden scheint einer Luxus-Sehnsucht unserer Zeitgenossen zu entsprechen, die aber, sieht man genauer hin, so neu nicht ist.

Die Funktionen kulturgeschichtlich bekannter Unterhaltungsformen von den Zirkusspielen im alten, dekadenten Rom über die mittelalterliche Stierhatz und das Fuchsenprellen bis hin zu den öffentlichen Hinrichtungen, die häufig mit Volksfesten und Jahrmärkten verbunden waren, sind hinreichend untersucht, analysiert und beschrieben worden. Michel Foucault konnte auf üppiges Material zurückgreifen, um seine Theorien der Heterotopie zu belegen. Die Behandlung devianter Bevölkerungsgruppen, wie man sie aus der Geschichte der Gefängnisse, Ghettos und Asyle kennt, lässt an pikanter Grausamkeit und erschütternder Possierlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die berühmten Theateraufführungen im Hopital Charenton (Culmier/de Sade), die Konzerte im Waisenhaus Pieta in Venedig (Vivaldi) die Matineen im Institut für Taubstumme des Abbé de l'Epée in Paris, die Mode des Bluttrinkens in den Schlachthöfen Europas und all' die Perversitäten der Grausamkeit in den Folterkellern der Inquisition und im Kollektivwahn der Hexenverfolgung, aber auch Eden und Elysium, der Mythos Arkadiens und das goldene Zeitalter, die Verlockungen der terra incognita, Cythera, Orplid, Vineta, Utopia. Atlantis, Neverland oder der Traum von den glückseligen Inseln sprechen in deutlicher Sprache von der menschlichen Ambivalenz. „Ungeheuer ist viel, doch nichts ungeheurer als der Mensch“ hatte Hölderlin 1803 den Chor aus der Antigone des Sophokles übersetzt (Polla ta deina k'ouden | anthrôpou deinotoron pelei) und dem ist wahrlich nichts hinzuzufügen.

Die Eingangsfrage könnte beantwortet werden mit. Wir sehnen uns nach relativer Alterität. Schiere und beziehungslose Alterität würde uns vermutlich erschrecken und überfordern, eine relative hingegen bezieht sich immer auf das Andere zum jeweils Vorhandenen und Vorherrschenden. Es scheint ein heimliches Verlangen nach dem Komplement zu sein, das unser eigenes, notwendig partielles Erleben ergänzt und vervollständigt, nach dem Kontrapunktus, der unser einsames Lied begleitet und merkwürdig ausbalanciert, ganz und fest und rund macht.

Ästhetischer Kontrapunkt oder kontrapunktische Ästhetik sind mögliche Wege die relative Alterität andeutungsweise zu realisieren. Das Leere in der Fülle, das Erlesene im Gewöhnlichen, das Antiquarische im Modernen, das Komische im Tragischen, das Hässliche im Schönen, das Heitere im Traurigen, etc. etc. Die wohlproportionierte Mischung der Gegensätze ist als künstlerische Methode wohlbekannt und man wird sie bei allen großen Vertretern ihres Faches in Anwendung finden, von Shakespeare bis Schubert, von Rembrandt bis Kafka. Man könnte diese Methode auch dialektisch nennen, wenn diese Bezeichnung nicht so inflationär und rezeptionsgeschichtlich problematisch wäre.

Anderes, nicht Gewohntes zu erleben, Andersartiges, aber nicht Bedrohliches um uns zu haben, Fremdem zu begegnen, ohne ihm ausgeliefert zu sein, befriedigt unser Bedürfnis nach Abwechslung und ist zudem unserer Gesundheit zuträglich, denn wir sind Gemischtköstler und können weder ausschließlich von Hirsebrei noch ausschließlich von Schmorbraten leben. Dass wir den Tieren, an denen wir uns im zoologischen Garten erfreuen nicht unbedingt auf freier Wildbahn begegnen möchten, steht außer Frage, auch haben wir meist wenig Neigung die Dramen, die wir auf dem Theater oder im Kino gerne sehen, selbst zu erleben. Unser Logenplatz ist uns heilig und die Haltung: Wasch mir den Pelz aber mach mich nicht nass, gehört eindeutig zu unserem Handlungsrepertoire.

Das in allen Kulturen anzutreffende Theatralische kommt diesem unserem luxurierenden Bedürfnis weit entgegen, denn in ihm wird die Chance geboten entweder zuschauender Zeuge eines aufregenden Spiels zu sein, oder ein solches selbst aufzuführen. Verwunderung und Erschütterung sind seit alters die Absichten des Theatralischen, aber auch das Lernen am fremden Exempel und das Mitfühlen und Mitleiden gehören dazu, gleichwie das herzliche und entlastende Lachen über Späße, Schwänke und Scherze.

Das theatralische Kaleidoskop zeigt das Leben im Extrakt und in der Steigerung, führt also etwas vor, was der übliche Alltag nicht bietet. Alle Kontraste sind verstärkt, alle Gefühle intensiviert und alle Dramen sind herzergreifend. Sämtliche Existentialien sind klar und deutlich entfaltet, der Kampf zwischen Gut und Böse wird erbittert geführt und Liebe und Tod, Recht und Rache, die schöne Seele und der abgründige Schuft sind plastisch gezeichnet und gut zu erkennen.

Identifikation mit Verbotenem und Ersehntem, Heimlichkeiten und Freimut, Verstecktes und Offenkundiges wohnen dicht beieinander und Vorlagen zum weiteren Ausschmücken gibt es in Fülle.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist der der Stellvertretung. In der Rolle des Avatars können wir Erlebnisse einerseits experimentell, andererseits in der Als-Ob-Haltung erleiden, durchspielen, ausagieren. Identifikation und Stellvertretung sind die beiden Seiten der nämlichen Veranstaltung, wobei das Theatralische und das Religiöse sich

häufig als Geschwister zeigen, in der Freude und in der Betrübnis gleichermaßen, in der Moral und den sittlichen Maximen, in der Furcht, der Buße und dem Erlösungsgedanken. Exzessiv geht es an beiden Orten zu und beide gebieten über große Mengen von Objekten, Praktiken und Ritualen zur Erzeugung von Wirkungen, beide sind zudem im Einsatz dieser Mittel seit Jahrhunderten sehr erfahren. Die „Bühne als moralischen Anstalt“ und das Mysterien-Spiel ergänzen einander und nicht selten waren und sind Kathedralen und Theater in gleicher bis ähnlicher Weise Orte der exemplarischen Aufführung und der Belehrung, der Trance und Entrückung, der Absenzen und Visionen, der Exzesse und der Feste.

Der Heterotop als Ort der Andersartigkeit, als außergewöhnliche Insel im Meer des Gewohnten, als Sonntagsort in der Woche aus Werktagen ist die institutionalisierte, durch gewisse Gewöhnung entschärfte Abwechslung, die beim Kaffeekränzchen, oder dem Stammtisch beginnt, und beim Abenteuer-Urlaub und Extrem-Sport nicht endet.

Die Klugheit, mit der alte Hausärzte „Luftveränderung“ oder Kuren verordneten, heutige Psychotherapeuten Kloster-oder Wüstenaufenthalte empfehlen, speist sich zum einen aus der Kenntnis menschlicher Bedürfnisse und nährt sich zum anderen von der Hypothese, dass dort nicht hier sei und hier nicht dort, ...und damit beginnen die Probleme in unserer kleiner werdenden Welt.

Hier und Dort werden zunehmend ähnlicher. Die Bequemlichkeiten des Tourismus und die Forderungen der Ökonomie haben den Cola-Automaten auch in der Oase aufgestellt, an Kurorten gibt es das nämliche TV-Programm wie zu Hause und der Klosterbruder hat die gleichen Virus-und Spam-Probleme wie mein Nachbar.

Es ist schwieriger geworden tatsächlich Fremdes zu finden und wenn uns das endlich gelungen ist, sind wir häufig schockiert, wenn unsere europäischen Mindest-Standards nicht eingehalten werden, oder gar nicht mal gekannt, geschweige denn ernst genommen werden.

Legt man etwas ehrlichere Maßstäbe an entpuppt sich unsere Xenophilie sehr rasch als Exotismus, als ungedeckter Scheck und dekorativer Escapismus.

Das ist nun absolut nichts Neues, wie man vielleicht annehmen könnte, es ist so alt wie der unglaublich teure, blaue Lidschatten der Römerinnen, den ihnen der kolonisierende Gemahl aus Ägypten mitgebracht hatte.

Das meist aus dem Zusammenhang Gerissene, Gezähmte und ins Dekorative umgeformte Fremdländische steht auf unserem Sideboard als schönes Souvenir und Erinnerungsstück, an dem wir uns erfreuen und mit dem wir uns auch gerne gelegentlich unauffällig schmücken. Die chinesische Vase, der afrikanische Elefantenstoßzahn, das Straußenei, der Schildkrötpanzer und die Nautilusschnecke zierten schon in Nachahmung der aristokratischen Raub-und Sammelleidenschaft die Räume der Kaufmanns-Eliten der Renaissance. Der Adel liebte es, von der „Grand Tour“ aus Italien mindestens einen Canaletto mitzubringen, aus Frankreich Perücken

und einen farbigen Anzug und aus Holland Holzschuhe und vor allem die kostbaren Tulpenzwiebeln, was in den Häusern der Britischen Gentry noch heute betrachtet werden kann. Das Souvenir war ein sentimentales Ding, das der Dekoration und dem Ruhm des Hausherrn diene, es war vergleichsweise unschuldig und noch an persönliche Erlebnisse geknüpft.

Das änderte sich, als demonstrative Stile aufkamen, wie im Rokoko, Empire, Historismus und in der Arts and Crafts-Ideologie. Jetzt wurden Bühnenbilder gebaut, Szenen und Idyllen. Der Alltag theatralisierte sich, die Bühne wurde im Salon aufgeschlagen. Plötzlich tranken unbescholtene Zivilisten ihren exotischen Mokka in Feldherrenzelten unter Spießen und Fahnen, auf Trommeln sitzend und die Damen mussten wie Gärtnerinnen gekleidet mit ausgestopften und lebendigen Lämmern spielen, Blumen zu Kränzen winden und möglichst unschuldig und kindlich auf Schaukeln posieren.

Geraucht wurde vorwiegend in türkisch eingerichteten Herrenzimmern, ging man nach draußen, traf man sich entweder beim Venustempel, beim Schäferspiel, beim Eremiten oder in der Grotte, im Bosquette, beim Weltende, im Freundschaftstempel, im Dörfchen mit den Zierbauern oder wie die Szenen der Lustbarkeiten alle heißen mochten. Bis tief in 19. Jahrhundert hinein spielte man beständig Theater, bewegte sich permanent in Kulissen, umgab sich mit Requisiten und voluminösen Drapperien. Der wechselnde Hetero-Topos, exotisches Brimborium und Kostümierung waren Alltag unter beflissener Mitwirkung von Monarchie, Militär, Kirche, Handwerker- und Bauernstand. (Palais de Miracle, Paris, Parks Schwetzingen, Schönbusch, etc) Als sich diese gesamte Kirmes in verschiedenen Reformbewegungen aufzulösen begann, gab es bereits ausreichend viele Heterotope im Inneren der Gesellschaften. Armutsquartiere, unwirtliche Industrieflächen, Landflucht, Proletariat, Kiez, Brache und Sümpfe im wörtlichen und übertragenen Sinne hatten dafür gesorgt, dass man Heterotope kaum noch außerhalb suchen musste. Die Binnenexotik war bereits weit entwickelt, von der Künstlergeneration der Expressionisten ausgiebig porträtiert.

Je bequemer, einfacher und billiger das Reisen wurde, um so weniger wurden die Heterotope auf weiten Reisen gesucht. Die Orient- und Asienmoden waren vorüber, der größte Teil der Jugend-Reform- und Musischen- Bewegung schwor allem Welschen ab, der Wandervogel bewegte sich singend vorwiegend auf heimischer Flur und ein grassierender Nationalismus koalierte auf sonderbare Weise mit Bauhaus, neuer Sachlichkeit und Gesundbrunnen. Die Neue Natürlichkeit wurde als Heterotop ausgerufen, der Monte Verita, mit Tanz, freier Liebe, Naturanbetung, Kommunen, Freikörperkultur und sonstigen Experimenten lockte als Ort und Inbegriff des Alternativen. Bald schon sollten im Namen der Natürlichkeit Negermusik, Bücher, Juden und Untermenschen verboten und im industriellen Maß und Stil vernichtet werden. Der Heterotop hatte in seiner barbarischen Variante zur Realität gefunden und durch seine erstaunlich lange Persistenz seine Stärke als Motiv, Bedürfnis und Gedanke unter Beweis gestellt... polla ta deina...

Nach der großen Katastrophe, in der förmlich alles zur Disposition gestanden hatte, gab es unter den Überlebenden verständlicherweise nur noch ein einziges räumliches Wunschbild: den stabile Homotop. Die Hartnäckigkeit, mit der sich Heimatvertriebene gegen die Anerkennung der neuen Gegebenheiten wehrten, mag u.a. auch darin ihre Ursache gehabt haben. Der diffus-umfängliche Wunsch nach Wiederherstellung des Gewohnten nahm skurrile Formen an, die sich vor allem in neben-erwerbsmäßigen und klein-landwirtschaftlichen Siedlungs- und Lebensformen zeigte. Typische Namen für Wohnungsbaugesellschaften der Nachkriegszeit wie „Neue Heimat“ zeugen davon.

Der Heterotop war in Gefangenschaft und Exil im vollem Umfang seiner Ambivalenz erlebt und erlitten worden, er tauchte unter den Wunschbildern nicht mehr auf, außer in den lebensweltlich-ästhetischen Angeboten der Sieger.

The „American way of life“ wurde tonangebend und stilbildend und übernahm sehr bald das brüchige und wackelige kulturelle Selbstbewusstsein weiter Teile des alten Europa. Die einstmalige große Kolonie re-kolonialisierte ihre früheren Kolonialherren, eine Entwicklung, die viele Parallelen und Folgeerscheinungen zeitigen sollte.

Als typisches Kind der Prosperität, der freien Zeit, der überschüssigen Mittel und Kräfte ist der Heterotop die willkommene Abwechslung, der kontrapunktische Sehnsuchtsort, er ist aber weder gerichtet und gewichtet, noch moralisch eindeutig. Sowohl das in Schönheit Schwelgen als auch das sprichwörtliche „Rauslassen der berühmten Sau“ sind Thema, sowohl die Spiegel-Labyrinth der Libertinage als auch das anmutige Kloster der schönen Seelen sind hier anzutreffen, das Reich Sarastros und das der Königin der Nacht, Ariel und Kaliban, langweiliger Himmel und reizvolle Hölle, absehbares Diesseits und überraschendes Jenseits...

Im Konzept Homotop-Heterotop spiegeln sich die Werte einer Kultur, direkt und seitenverkehrt, affirmativ-dialektisch-negierend-komplementär, kompensatorisch, und es ist schwer sich vorurteilslos und angstfrei damit zu beschäftigen, weil man immer Gefahr läuft, voreilig vereinnahmt zu werden, oder unachtsam selbst Partei zu ergreifen.

Auf der Suche nach etwas, das bei aller proteushaften Vielgestaltigkeit eines jeweiligen Heterotops, diesen selbst ausmacht und was vielleicht allen Heterotopoi unverwechselbar zukomme, sie quasi konstituieren, fällt neben dem jeweiligen Kontrast, die Zeit- und Kulturgebundenheit auf, die Gewagtheit, auch Tabuverletzung und ein kaum näher charakterisiertes Außergewöhnliches.

Ob es bei letztem um die „Quality without a name“ handelt, die der Austro-Californische Architektur-Guru Christopher Alexander (The Timeless Way of Building, 1979) beschreibt und in der der Natur, Organik, Geschichte, Humanität, Sozialverhalten, Muster, Bedeutung und der Primat des Individuellen zusammentreffen, muss vorerst unentschieden bleiben; wir werden auf das Konzept

„qwan“ zurückkommen.

Nach dem Wegfall der großen ideologischen Kontraste und der Nivellierung vieler Unterschiede unter Mithilfe von Elektronik- und Softwarekonzernen, nach dem Erleben einer überdimensionalen Gleichzeitigkeit und „Gleichgültigkeit“ von Allem und Jedem gerieten die heterotopischen Projektionen ins Nebulöse und kaum noch Verortbare. Die Dinosaurier kamen in Mode und mit ihnen eine die Zeit aufhebende futuristische Archäologiefashion. In Weltraum-Epen, possierlichen Zwergen-Märchen und pubertär-identifikatorischen Zaubergeschichten wurden sämtliche alten Heterotope geplündert, Paradiese und Höllen ausgeräumt, umgeräumt und neu formatiert und das Mythische fand sich auf den workstations der Comic Fabrikanten und Animateure wieder.

Das neue Durcheinander, das in der Trivial-Kultur droht, setzt sich nunmehr aus geschichtlichem Unwissen, Ungenauigkeiten in den Details, aufgehobener Raum-Zeit, wilden Zitaten, überspannter, un-physiologischer Dramaturgie, Geschwindigkeit und stark gelockerter Logik und Folgerichtigkeit zusammen und imponiert als Parallele zum Dauer-Krieg in den Massenmedien als etwas atemloser Dauer-Event. Das ist nicht als kulturpessimistisches Klagegedicht zu verstehen und misszuverstehen, sondern als deskriptiver Versuch, sich dem Wo-noch und Wie-noch des Heterotops zu nähern, der ortlos geworden zu sein scheint, weil er als Angebot überall und darum nirgend zu haben ist. Es gibt mittlerweile so vieles Einmaliges, Noch Niemals Dagewesenes, und Hoch Poliertes, das man sich unwillkürlich nach dem Verbleib des durchschnittlichen, Einfachen, Normal-Matten und leicht Abgegriffenen fragt.

In den Katalogen der Möbel-Industrie findet man unter dem allgemeinen Stil-Mischmasch aus Kolonial-Landhaus- Rustikal- Altspanisch- Asiatisch-Großmutter und Western-Style immer häufiger das Label „Used Look“, das neben künstlich abgeschabten, mit Krakelee überzogenen und farblich verschossenen Kleinmöbeln und Spiegelrahmen prangt. Wie in der Jeansmode macht sich hier eine Sehnsucht nach der Patina des Benutzten, Gebrauchtem bemerkbar, dem aber jeglicher Zusammenhang und alle Authentizität fehlen muss, weil es bereits so hergestellt wurde.

Es kommt einer gelebten Verfremdung gleich, wenn junge Banktrainees mit Smartphone am Ohr an der UBahn stehen und aussehen, wie einfältige Bauerntölpel, die gerade auf dem schlammigen Feld den Pflug repariert haben. Das ist Heterotopie in nuce, die Gleichzeitigkeit von Gegensätzlichem, „Fashion Victims“ wie ein berühmtes Modelabel in Paris die Kühnheit oder Verwegenheit hat, sich zu nennen.

Wenn der Heterotop zum modischen Aufenthaltsort wird, hört er dann auf, ein Heterotop zu sein? Gewiss, wenn er zum HangOut der Szene wird und wenn sich feste Rituale unter den Habitués bilden, scheidet er als Ort der Andersartigkeit aus,

gleichzeitig erzeugt er aber dadurch die nächste Kategorie von Heterotopoi, ähnlich wie die Social Networks, welche die mittlerweile schon große Gruppe der strengen Net-Abstinenzler erzeugt hat.

Versuchen wir einmal, obwohl Heterotope mit Zeitgeist und Moden verschwistert sind, die Frage nach ihnen von der anderen Seite zu stellen:

Was beeindruckt an der Kultur von Minderheiten, was macht ihr Tun und Treiben für uns als Nicht-Angehörige so bemerkenswert, um nicht zu sagen exotisch-attraktiv? Amish, Shaker, Sorben, Waldenser, Herrnhuter, und andere religiöse und ethnische Minderheiten beeindrucken uns nicht nur durch ihre Tracht und ihre Gebräuche, sondern vor allem durch die Geschlossenheit ihres Weltbilds, ihren verbindlichen und gelebten Stil und ihrer Erkennbarkeit.

Auch wenn sie meist sektiererisch verschroben, unduldsam, dogmatisch und patriachalisch-autoritär sind, hat ihr stolzer bis starrsinniger Anachronismus etwas bezwingend Überzeugendes. Ihre bisweilen rührende Sittsamkeit und steifleinene Artigkeit und Ordnungsliebe, ihr durchgängig geregelter Tageslauf und ihre unerschütterliche Moral hat etwas ungewein Klares und Beruhigendes, gleichwohl Monotones, Enges und Uninspiriertes.

Alle etwas stärker konturierten Bevölkerungsgruppen, wie Älpler, Bayern, Friesen, all jene also, die zu Witzen und Karikaturen missbraucht werden, haben etwas von jener ungebrochenen Identität, die sie kaum jemals verhehlen und die sie kenntlich macht. Tümelei in jedweder Form ist ein starker Heterotop, der als Gegenstück zur allseits verwaschenen Identität aufgesucht wird, ob einem das gefällt, oder nicht.

Die Einseitigkeit, Artikuliertheit, das Übertriebene, das in jeder Richtung Extreme, das Auffällige und Singuläre gehört ebenso zu. Heterotop wie das Sektiererische, Hermetische, Eigenartige, Seltene, Kuriose, Exzentrische und absolut Unmodische. Es sieht also ganz danach aus, als hätte unsere zivilisatorische Normalität, die durch chaotische Simultaneität gekennzeichnet ist, einen Heterotopos entstehen lassen, der durch sektiererische Strenge, durch Konzentration, Eindeutigkeit und Erkennbarkeit charakterisiert ist. Als hätten Homotop und Heterotop die Plätze getauscht und stünden sich zwar in der alten komplementären Position gegenüber, aber mit ausgewechselten Rollen. In Zeiten multipler und geborgter Identitäten erträumt man sich vom Neuen Heterotop ruhige und klare Authentizität. Fremdbestimmtheit und angepasste Unauffälligkeit fragt nach Eigenheit, Ecken und Kontur. Stromlinie und Systemschlüpfrigkeit sehnt sich nach Widerstand, Trotz und Subversivität.

Hektischer Dauer-Event und Perma-Rausch suchen nach Stille, Konzentration und Nüchternheit. Angstvolles Fitsein und profitmaximierende Oberflächlichkeit wünscht sich Entlastung, Sinn und Bedeutung im durchdachten, liebevollen Detail.

Womit wir wieder bei der Quality without a Name wären, bei Christopher Alexander, seiner sensualistisch-sentimentalen Architektur und seinem Mut, sich außerhalb der Moden seiner Zeit zu positionieren und ästhetische und soziale Experimente mit offenem Ausgang zu wagen.

Wenn wir aus ästhetischer Verantwortung Heterotope einfordern, ihre Identifikation und Erhaltung als solche fördern wollen, gegen blinde und das Informelle vergessende Modernisierung, gegen den blanken Ökonomismus und seine unbeachteten Opfer, gegen übergewichtigen Denkmalschutz und allgemeine Gedankenlosigkeit gleichermaßen argumentieren wollen, müssen wir uns, jenseits analytischer Aussagen auch um positive, vielleicht sogar konstruktive Aussagen zur Heterotopie bemühen. Wenn wir den Heterotop als Ort der Andersartigkeit fassen, entsteht sofort die Frage: anders im Bezug worauf. Wir hatten das Gewohnte, das Übliche und das Zeitgemäße respekt. Modische betrachtet, zu dem der Heterotopos in einem gewissen Kontrast, oder einer relativen Alterität stehen sollte, um seine Aufgabe als Komplement und Kontrapunkt zu erfüllen. Das ist zwar eine notwendige Bedingung, um bestehende Heterotope zu erkennen, reicht aber nicht aus, um solche aktiv herzustellen, oder um einige, welche die Tendenz aufweisen durch kleinere Eingriffe zu solchen zu machen.

Christopher Alexander hat mit seiner „Quality without a name“ etwas in die Welt gesetzt, das als geniales Hilfskonstrukt allen Kreativen, Gestaltern und Planern nützlich sein kann. Durch die Benennung von etwas Unbenennbarem mit dem Namen „ohne Namen“ hat er etwas geschaffen, worauf man sich zumindest beziehen kann. Er hat das, was ansonsten immer nur mehr oder weniger blumig und bildreich umschrieben und mit schwebenden Namen oder Ausrufen belegt wird, wie „ein gewisses Etwas“, „das ist stimmig“, „Das hat 'was“, „das ist es!“ als Qualität identifiziert, benannt und gefasst, die zwar keinen Namen hat, die man aber herleiten, verwenden und anstreben kann.

Alexander behauptet zwar, dass die namenlose Qualität objektiv und präzise sei, bei der Begründung aber wird er holistisch, vitalistisch, esoterisch und quasi religiös. Er spricht von Mustern, die aus dem Leben stammen, die man aufspüren und anwenden müsse, dann könne man Häuser und Städte bauen, die ihrerseits lebten und Leben ermöglichten. Er sagt, das Bauen sei so alt wie die Menschheit, belegt es mit Bildern und wird nicht müde, den menschlichen Maßstab und die Muster, die der soziale Verkehr in der Form fundamentaler Geometrie auf den Plätzen zurückgelassen hat, zu ergründen und daraus eine kontextuelle Entwurfslehre zu machen. Er versucht die Spuren der „lebendigen Strukturen“ zu erkennen und zu lesen, um ihre Sprache zu erlernen, die eine Sprache der Muster ist, in denen sich menschliche Relationen, Aktionen und Problemlösungen wieder und wieder abbilden und zu eben diesen Mustern gerinnen, die, wenn man sie anwendet, wiederum zu lebendigen Strukturen führen. Ungefähr zur gleichen Zeit wie Mitscherlichs Pamphlet über die „Unwirtlichkeit unserer Städte“ und kurz vor Veröffentlichung von Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme entwickelt Christopher Alexander eine kommunikative und kontextuelle Bau- und Entwurfslehre, die als Praxis einer Architektur-Metaphysik auf Kommunikation aller Beteiligten setzt. Er hat dabei weder Scheu vor Atavismen, historischen Vorbildern und entsprechenden

Eklektizismen, noch vor Gefühl und individuellen, gegebenenfalls auch zweifelhaften Lieblingsvorstellungen und versucht, Häuser, Plätze und Kommunen von der Menschen- und Lebensfeindlichen Architektur zu befreien, die sich ausschließlich Partikularinteressen und Ökonomischem Kalkül verdankt.

Als Gefühls- und Entwurfstheorie ist Alexanders Ansatz interessant, überschneidet sich an einigen Stellen mit einem undeutlichen Feng Shui, mit Barocker Figurenlehre, Signaturenlehre und den Arbeiten amerikanischer Metaphysiker und und Transzendentalisten.

In seiner „Pattern-Language“, isolierte er allerdings mit seinen Mitarbeitern 253 Muster, die für Architekturvorhaben nützlich seien und nähert sich damit, wie die meisten Amerikanischen Wissenschaftler seiner Generation, die zu ihrer wissenschaftlichen Fragestellung eigene Firmen gegründet haben, der Arbeitsbeschaffung und der Beliebigkeit eines wissenschaftlichen Strickstrumpfs. Die „Quality without a name“, von der man sich zunächst soviel verspricht, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als große und wunderschöne Projektionsfläche, in die man alles, was einem lieb und teuer ist, leicht hineingeheimnissen kann, sei es nun Ganzheitlichkeit, Stimmigkeit, Wohlbefinden, Harmonie, Detailtreue, Durchdachtheit, therapeutische Haltung, Selbstverständlichkeit, Geborgenheit, Liebe zur Welt, etc,etc. ...alles ein wenig zu groß, zu esoterisch und im Ganzen zu schnell vom Schreibtisch zum Universum und wieder zurück.

Mittlerweile hat die Pattern-Language mit ihrer QWAN eine wichtige Anwendung in der Software-Entwicklung gefunden, ist dadurch aber leider nicht deutlicher oder greifbarer geworden und nähert sich mit großen Schritten dem, was einer 'mal „so ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen“ genannt hat, das sich ebenfalls auf eine namenlose Eigenschaft bezog.

Als Kreativ-Design- und Entwurfstechnik hingegen hat sie einigen Bestand, weil sie versucht durch die Beteiligung vieler, durch Kollektiventwürfe, durch Hereinnahme möglichst vieler Aspekte, durch Kontextualität, Amplifikation und Komplexitätstoleranz die Wünsche und Bedürfnisse möglichst vieler zu berücksichtigen.

Der Versuch, ahistorisch von vagen Grundbedürfnissen und allgemein menschlichen Bewegungsmustern auszugehen bleibt allerdings problematisch. Das beginnt bereits bei der Setzung der „primitive hut“, die bei allem fantasierten Atavismus völkerkundlich bereits sehr verschieden ausfällt. In manchen Frühkulturen ist sie rund, in anderen viereckig, in wieder anderen ist es ein unregelmäßiges Polygon.. Wie alle Theorien, die mit atavistischen Ur-Phänomenen operieren und diese für die Gegenwart nutzen wollen, selbst wenn sie, wie bei Christopher Alexander, geschichtlich gewachsene Veränderungen mitaufnehmen, gerät auch die Pattern Language zwangsläufig in Konflikt mit den Moden. Die Epochen sind nämlich nicht nur offen für die unterschiedlichsten Moden, sondern ebenso auch für deren

Gegenteile. Das Ewige, Zeitlose, Grundlegende kennt eben auch das Transitorische, das Zeitgebundene und das Akzidentielle. Das radikal Anfängliche, Fundamentale und unerschütterlich Prinzipielle lebt in Nachbarschaft zum vielfach Vermittelten, Opportunistischen und äußerst wankelmütigen Kontingenten.

Immer da, wo individuelle Einsicht kollektiv verbindlich gemacht wird, beginnen Heilslehren und Missionen und so kann auch das artikuliert „Unmodische“ zur zeitverhafteten Mode werden, wie die Geschichte des Regionalismus und der Tümelei, der Empfindsamkeit und des Ästhetizismus zeigt.

Ist es denn überhaupt möglich die Geschichte der Aktion-Reaktion-Gegenreaktion vom Individuellen abzukoppeln, fragt man sich unwillkürlich im Angesicht der sich überschlagenden, kurzfristigen Moden.

Die Heterotypie muss mindestens so schnell wie die grassierende Mode, wenn sie denn im Kampf um die Attraktivität mithalten will. Jenseits dieses Wettlaufs liegen allerdings nicht etwa die unmodischen Ur-Phänomene, sondern die persönlichen Präferenzen, der individuelle Geschmack und die eigenen Vorlieben.

Nur wenige in der Geschichte hatten den Mut, die Unverfrorenheit und die Unabhängigkeit vom Urteil ihrer Mitwelt, die eigenen geschmacklichen Präferenzen offen und unverhüllt zur Schau zu stellen und sich damit der Mehrheit auszuliefern. Es war vor allem die Kaste der Exzentriker und Dandies, die sich zu solchem verstand und damit gelegentlich sogar stilbildend wurde, sozusagen zu Trendsettern für mindestens eine Generation. Dass eine Gesellschaft Exzentriker zur Entwicklung ihrer Kultur nötig habe, scheint mittlerweile die übereinstimmende Auffassung einiger Kulturtheoretiker zu sein (D.J.Weeks u.a.)

Aus unserer durchkalkulierten Durchschnittsgesellschaft ist die Figur dieses mutigen Einzelnen weitgehend verschwunden und daher auch die Möglichkeit sich zwanglos in Heterotopen aufzuhalten. Alle Szenen, auf denen man sich begegnen kann, scheinen gemittelt und unter ökonomischem Druck auf ein allgemein akzeptables Maß heruntergekocht zu sein, sodass der lebensnotwendige Kontrast, die Geschmack und Stil bildende Alterität und die inspirierenden Alternativen fehlen.

Nicht-ökonomisierte private Initiativen, abenteuerliche Experimente, einsame Spitzenleistungen, gewagte gesellschaftliche Versuche, schlichte, einfache und gänzlich un-prätentiöse Geselligkeit ohne persönliche oder gesellschaftliche Verpflichtungen gibt es kaum noch. Das Meiste, was unser heutiger Alltag bietet, ist kommerziell und selektiv, prude, undurchlässig, uniform und monoton. Daraus speist sich nicht zuletzt die Sehnsucht nach der relativen Alterität, nach den Heterotopen und Alternativen.

Man muss schon dem Romantiker Thoreau in die Wälder folgen, oder dem Träumer James Matthew Barrie nach Neverland, oder dem Exzentriker Nietzsche ins Hochgebirge, um eine Idee vom definitiv ins Metaphorische verschobenen Heterotopos zu entwickeln. Aber um diesen literarischen Topos geht es uns hier nicht,

unser Topos liegt vor dem literarischen, es ist der real zu erlebenden Heterotop, der das Phantasma erzeugt. Hier ist der facteur Cheval zu Hause, der Zöllner Rousseau, die Architekten Soane und Gaudi, hier liegt Alexander Popes Garten. Man muss einen Heterotop sinnlich erfahren haben, man muss Venedig erlebt haben, um sich einen Begriff von Andersartigkeit machen zu können, dann kann man getrost literarische Heterotopoi entwerfen, weil man weiß, wovon man spricht.

Kann man Heterotope herstellen ? Natürlich kann man keine „Gegensätze an sich“ herstellen, da sie ohne Bezug nicht existieren. Es gibt allerdings Formen, Szenen und Praktiken, die derart konventionell und verbreitet sind, dass ein Gegensatz dazu, die Referenz gar nicht erst dargestellt werden muss, um verstanden zu werden. Eine inverse Pyramide etwa, oder ein auf dem Kopf stehendes Herz, ein Geschäft, in dem die Waren verschenkt werden, Gräueltaten im Vergnügungspark, dämonisierte Harmlosigkeit und Spielereien mit Maßstäben. Literatur, Theater und Film sind ohne dergleichen Überraschungen kaum vorstellbar; wie sollte dann unser Alltag davon gänzlich unberührt bleiben, da doch alle Kulturleistungen auf die eine oder andere Weise dem Alltag abgelascht oder sogar 1:1 aus ihm entnommen sind. Wenn man aus einigen Räumen und Büroetagen die dem Zeitgeist geschuldeten Kompromisse entfernte, die Bildschirme, Kopierer, Barhocker und Thermoskannen wegräumte, die unehrlichen und ungenutzten Begegnungsarrangements auflöste und die schlechte, von niemandem verantwortete Dekoration von den Wänden nähme, könnte bereits ein Heterotop entstehen, ein zwar schwacher, aber immerhin ein Ort, an dem Einiges anders wäre. Heterotope bestehen meist schon, sind aber häufig schlecht modernisiert und angepasst und darum nicht mehr als solche zu erkennen. Da die Kunst- und Werbefotografie häufig mit kontrastierenden Lokations und Hintergründen arbeitet und sinnlose aber schicke Kontraste inszeniert sind die möglichen Heterotope unkenntlich geworden, oder sie sind abgenutzt. (Stichwort: Industrieruine mit Designer-Möbel) 19. Jahrhunderts Kirchen wurden in falsch verstandener Zeitlosigkeit modernisiert, ihre Dekorationsmalerei übertüncht, der Raum quasi neutralisiert und durch helle, moderne Möblierung und Ausstattung mit kontrastiven Beispielen neuerer Kunst ihrer Authentizität beraubt und zu Monstren unsicherer Beliebigkeit umgestaltet. Gestalterische Verantwortung ist missverstanden „demokratisiert“, dh. ins Nebulöse aufgelöst worden und weder ding- noch personenfest zu machen. Radikale Neuerer stehen fundamentalistischen Bewahrern gegenüber, Abrissbirne contra Denkmalschutz, Multifunktionalisten contra Expressionisten und daraus entsteht letztlich ästhetische Verlegenheit mit resultierender Radikalisierung.

In einer solchen Situation kann es wahrscheinlich nur eine Heterotypie auf Zeit geben, eine Erholung für den Suchenden und Erlebnishungrigen, für den also, der überhaupt noch etwas sucht und nicht nur von einer Verwaschenheit in die nächste Peinlichkeit stolpert und sich sein existenzielles Unwohlsein nicht erklären kann. Wenn man von Heterotopoi handelt, bewegt man sich auf der Traditionlinie Herder-Taine-Nietzsche-Foucault. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie neben der rein physikalischen Bestimmung des Raumes und des Ortes, andere, psychische, aktionale, perspektivische und soziale Konstituiertheiten zuließen. In seiner Kulturthorie billigt Herder dem Landstrich und dem Klima großen Einfluß zu, Taine erkennt im Milieu ein wirkmächtiges und gestaltendes Prinzip, und Nietzsche erträumte sich eine postsakrale Architektur, in der es auch nach dem Tod Gottes

möglich sein müsse, vertieft zu denken. Foucault schließlich ist die psychosoziale und funktionale Würdigung sonderbarer und devianter Orte zu verdanken, woran sich eine breite Strömung von Philosophien räumlicher und lokaler Verhältnisse anschloss; Marc Augé etwa mit seiner Theorie der Non-Lieux, jenen geschichtslosen Unorten, die er für die Orientierungslosigkeit und frierende Einsamkeit des modernen Menschen verantwortlich macht.

Unter dem Stichwort: „Architektur der Erkennenden“ schreibt Nietzsche in den Fröhlichen Wissenschaften:

„Es bedarf einmal und wahrscheinlich bald einmal der Einsicht, was vor Allem unseren großen Städten fehlt: stille und weite, weitgedehnte Orte zum Nachdenken, Orte mit hochräumigen langen Hallengängen für schlechtes oder allzu sonniges Wetter, wohin kein Geräusch der Wagen und der Ausrufer dringt und wo ein feinerer Anstand selbst dem Priester das laute Beten untersagen würde: Bauwerke und Anlagen, welche als Ganzes die Erhabenheit des Sich-Besinnens und Bei-Seitegehens ausdrücken. Die Zeit ist vorbei, wo die Kirche das Monopol des Nachdenkens besass, wo die *vita contemplativa* immer zuerst *vita religiosa* sein musste: und Alles, was die Kirche gebaut hat, drückt diesen Gedanken aus. Ich wüsste nicht, wie wir uns mit ihren Bauwerken, selbst wenn sie ihrer kirchlichen Bestimmung entkleidet würden, genügen lassen könnten; diese Bauwerke reden eine viel zu pathetische und befangene Sprache, als Häuser Gottes und Prunkstätten eines überweltlichen Verkehrs, als dass wir Gottlosen hier *unsere Gedanken* denken könnten. Wir wollen *uns* in Stein und Pflanze übersetzt haben, wir wollen *in uns* spazieren gehen, wenn wir in diesen Hallen und Gärten wandeln. " [N°280].

Hier träumt Nietzsche von säkularisierten Kathedralen und profanen Kreuzgängen und Klostergärten und von Räumen die der „Erhabenheit des Sich-Besinnens“ korrespondieren. Es ist der alte Traum vom Garten des Akademos oder dem Epicurus oder auch desjenigen von Voltaire, *il faut cultiver...*, der Traum von Arkadien, vom nicht näher bekannten Kloster des Priesterkönigs Sarastro, von den Ländereien im Faust II, vom Heiligtum und der Tempelschule zu Sais.

Schon 1882, als noch jedes zweite Postamt wie ein verunglückter Renaissance-Pallast aussah, spricht der hellseherische und differenziert empfindende Nietzsche davon, dass in unseren großen Städten etwas fehle und beschwört den positiven Heterotop, den „stillen und weiten Ort zum Nachdenken“.

Jeder, der schon einmal den Einfall der tief stehenden Sonne in einen stillen Kreuzgang erlebt hat, weiß wovon hier die Rede ist. Alte Bibliotheken und Universitäten haben gelegentlich noch diesen tiefen Atem, manche Plätze, sogenannte Herrenhäuser und Parks: alles nostalgische und sentimentale Orte wie sie zB Tomaso di Lampedusa morbidsinnlich beschrieben hat.

Die zum Zerreißen gespannte Haut zwischen Antiquarisch-Bildungsbürgerlich-Kultiviertem und kommerzialisiert gedachtem, rein funktional Zeitgenössischem in der wir stecken, braucht diese **contemplativen Heterotope der relativen Alterität** und sei es auch nur der unverdächtigen und allseits empfohlenen Erholung zuliebe. Die passageren künstlerischen Installationen und urbanistischen Interventionen versuchen diesen Traum zu träumen, indem sie wechselnde Bühnenbilder für unsere Comedie Humaine herstellen. Die Reaktion darauf ist allerdings sehr verhalten, vermutlich weil das Bewegen in solch fremden Szenerien ungeübt ist, verlegen macht und diese Dekorationen in aller Regel ohne Regieanweisungen bleiben. Ein guter Parcours braucht allerdings keine Gebrauchsanweisung, er ist selbsterklärend und macht Lust zum Ausprobieren. Dagegen steht jedoch die deutsche Unart, alles und jedes zu pädagogisieren und es dadurch keimfrei und wirkungslos zu machen. Dieses „So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt...“ aus Goethes Tasso, trifft ziemlich genau das, was der Heterotop, wenn er denn wirken soll, niemals erkennen lassen darf, es sei denn ironisch gespiegelt, als „erlebnispädagogische“ Travestie. Die Generation, deren Kinderspielplätze die städtischen Trümmergrundstücke waren, hatte die Gelegenheit, das Nicht-Mehr Funktionierende inmitten des sogenannten Normal-Betriebs zu erleben, den Un-Ort des Zerstörten kennenzulernen, Archäologie und Rekonstruktion im Spiel zu begreifen, die Beuys'sche Ästhetik zu verstehen und im Heterotop eine all-gegenwärtige ästhetisch-metaphysische Alternative zu sehen. Die ersten post-industriellen Jugendlichen haben mit stillgelegten Produktionsorten vergleichbare Erlebnisse, nur dass der Bezugsrahmen ein anderer ist. Dysfunktionale Fabrikhallen, Kirchen, Postämter, Gewerkschaftshäuser, Kasernen, Handwerksbetriebe und Bauernhöfe hinterlassen vermutlich eine andere Haltung zum menschlichen Ingenium und zur allgemeinen Aktivität, als Kriegszerstörungen.

Mittlerweile sind wir sehr versiert im Umgang mit Heterotopen, zumal da, wo wir medial damit konfrontiert werden. Diese unechten Heterotope, oder Fake-Topoi, riechen nicht, sie schmecken nicht, man schwitzt in ihnen nicht, die Dunkelheit ist eine Kinodunkelheit, die Enge ist eine gezeigte, keine empfundene, das sinnliche Erlebnis ist extrem reduziert, mögen die Surrogat- und Substitutionstechniken auch noch so trickreich eingesetzt sein.

Ein Teil des Reizes und der Überraschung, die dem Heterotop eigen sind, ist also bereits an die Unterhaltungsindustrie verkauft, das muss man trocken zur Kenntnis nehmen -- bleibt: das reale Erlebnis, nicht Reality-TV, keine neuen Spielformen aus dem Hause de Muhl, sondern unspektakuläres eigenes Erleben, Alltag, Leben eben ... Man müsste wahrscheinlich Thorstein Veblens Kritik der Institutionen auch auf die Ästhetik ausweiten und die Unbeweglichkeit und das zunehmende Fehlen von Heterotopoi ihnen und ihrer gesellschaftspolitischen Funktion zuschreiben. Die Einheitlichkeit, mit der sie alles überziehen, erstickt die „relative Alterität“ und das

bedeutet auf lange Sicht gesehen: Stillstand.

Dagegen hilft nur Rebellion, temporäre Anarchie, subjektiver Mut und das unentwegte Produzieren und zur Diskussion stellen von Traumprotokollen im Sinne von Blochs: "Draußen aber ist das Leben so wenig fertig wie im Ich, das an diesem Draußen arbeitet."

Versuchen wir also zu arbeiten, uns Heterotope auszudenken und herzustellen, unser Thalamus samt Epiphyse, Hypophyse und Amygdala werden es uns danken.